

# NÄHE UND DISTANZ | Ihre Bedeutung für die berufliche Identität in der Sozialarbeit

Doris Gräber

## 8 Die Bedeutung sozialer Arrangements

**im Promotionsprozess** | Die kurze Zusammenfassung potenzieller Risiken, aber vor allem die vielschichtigen Erfahrungen der Promovierenden auf dem Weg zur abgeschlossenen Promotion verdeutlichen die zentrale Bedeutung sozialer Arrangements in der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Ihre Möglichkeiten, strukturelle Defizite aufzufangen und auf die unterschiedlichen Entstehungskontexte sowie die biographischen Vorerfahrungen und Lebenssituationen von Promovierenden einzugehen, tragen damit entscheidend zur Diversität der Hochschulen sowie zur kollektiven Professionsentwicklung in den SAGE-Berufen bei. Sie sind für diese Aufgabe allerdings auf eine entsprechende finanzielle Ausstattung angewiesen, die Beratung und Information, individuelle Ansprache und Förderung, finanzielle Unterstützung und spezifische Qualifikationsangebote erst ermöglichen.

*Ute Elisabeth Volkmann, Dipl.-Kulturpädagogin, Kultur- und Erziehungswissenschaften M.A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen, Berlin. E-Mail: ute.volkmann@khsb-berlin.de*

## Literatur

**Burkhardt, Anke** (Hrsg.): Wagnis Wissenschaft. Akademische Karrierewege und das Fördersystem in Deutschland. Leipzig 2008

**Fabian, Gregor; Briedis, Kolja:** Aufgestiegen und erfolgreich. Ergebnisse der dritten HIS-Absolventenbefragung des Jahrgangs 1997 zehn Jahre nach dem Examen. Hannover 2009

**Häselser-Bestmann, Sarah:** Familienzentren – Begegnung, Beratung und Bildung für Familien im Stadtteil. Marburg 2015

**Jaksztat, Stefen; Preßler, Nora; Briedis, Kolja:** Promotionen im Fokus. Promotions- und Arbeitsbedingungen Promovierender im Vergleich. HIS/Forum Hochschule 15/2012

**Liel, Katrin; Schmitt, Rudolf:** Dissertationen nach FH-Abschluss in Sozialer Arbeit – Stand 7.7.2015. In: [http://web.hszzg.de/~schmitt/material/Promotionen\\_in\\_Sozialer\\_Arbeit.pdf](http://web.hszzg.de/~schmitt/material/Promotionen_in_Sozialer_Arbeit.pdf) (abgerufen am 8.7.2015)

**Statistisches Bundesamt** (Hrsg.): Promovieren in Deutschland. Wiesbaden 2012

**Wahren, Juliane:** Klinische Sozialarbeit. Ein neuer Ansatz in der Arbeit mit gewaltbetroffenen Frauen in Frauenzufluchtswohnungen. Norderstedt 2015

**Zusammenfassung** | Das Begriffspaar von Nähe und Distanz ist eine in der Sozialen Arbeit häufig verwendete Metapher, die in der wissenschaftlichen Literatur bisher jedoch kaum analysiert wurde. Der Beitrag untersucht die Funktion(en) dieses metaphorischen Konzepts für die berufliche Identität der Professionellen. Anhand eines Interviews wird das Selbstbild einer Sozialarbeiterin, die sich als besonders „nah“ präsentiert, mit den impliziten sprachlichen Positionierungen kontrastiert.

**Abstract** | Talking about their work social workers often speak in terms of being close or keeping distance to their clients. But in the scientific literature there are only a few publications that analyze the meaning of this metaphoric concept for the professional identity of social workers. This article is contrasting the self-perception of a social worker who presents herself as especially close to her clients, with her implicitly done positioning.

**Schlüsselwörter** ► Sozialarbeiter ► Berufsbild  
► Sprache ► Rolle ► Metapher

## Die Nähe-Distanz-Metapher in der Sozialen Arbeit

| Das Begriffspaar Nähe-Distanz bildet in der Praxis der Sozialen Arbeit und insbesondere dem Reden der Praktikerinnen und Praktiker über ihre Arbeit einen festen Bestandteil, wenn es um das Verhältnis zu den Klientinnen und Klienten geht. Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter sprechen von Problemen, die nahe gehen, von Klienten und Klientinnen, die zu nahe kommen, oder von den Anstrengungen, Distanz zu wahren, und der Notwendigkeit, auf Distanz zu gehen.

Im sozialpädagogischen Diskurs wurde dieses Begriffspaar in den letzten Jahren vermehrt aufgegriffen (Arnold 1992, Gaitanides 2005, Gaus; Uhle 2009, Lüsebrink 2003, Thiersch 2006, Thole; Cloos 2006), wobei vor allem das Konzept der Nähe im Sinne einer „Nähe zum subjektiven Standort des

Klienten, zu seiner Lebenswelt, seinen Alltagsproblemen“ (Dörr; Müller 2012, S. 15) und damit verbundener Solidarität eine starke, positive Betonung fand. Gleichzeitig wird das eingängige Bild wissenschaftlich kaum expliziert. Die leichte, intuitive Verständlichkeit dieser Metapher des Räumlichen, die das komplexe Phänomen zwischenmenschlicher Verhältnisse oder Beziehungen auf so anschauliche Weise einebnet, scheint geradezu dazu zu verführen, sie eher assoziativ zu gebrauchen als analytisch einzusetzen. So verorten Dörr und Müller beispielsweise das Begriffspaar einerseits als zwei Pole auf einem (per definitionem eindimensionalen) Kontinuum, deren Ausbalancierung schwierig und kontinuierlich notwendig ist (ebd., S. 8), andererseits schreiben sie von einem „paradoxe[n] mehrdimensionale[n] Spannungsbereich von Nähe und Distanz“ (ebd., S. 9).

Diese Diffusität im Gebrauch von Nähe und Distanz lässt sich mit der Bedeutung dieser Metapher erklären. Sie ist im Sinne Lakoffs und Johnsons (2011, S. 11 ff.) nicht nur ein sprachliches Bild, sondern Ausdruck eines zugrunde liegenden Denk- und Interaktionskonzepts. Durch die Nähe-Distanz-Metapher wird ein bestimmter Sachverhalt, der aus der Alltagserfahrung bekannt ist (nämlich ein räumliches Verhältnis), auf einen unbekannteren Sachverhalt (nämlich das Verhältnis zwischen Professionellen und Klientel) übertragen (Klatetzki 2012, S. 82). Sie entstammt also einem kollektiven Alltagswissen darüber, wie wir zwischenmenschliche Beziehungen strukturieren. Die intuitive Verständlichkeit macht sie einerseits wertvoll für die Alltagskommunikation, andererseits bleibt sie für die Wissenschaft dadurch schwer zugänglich.

In diesem Artikel möchte ich der Bedeutung der Nähe-Distanz-Metapher beispielhaft anhand eines im Zuge meiner Doktorarbeit geführten Interviews mit einer Sozialarbeiterin in einem Flüchtlingswohnheim nachgehen. Interessant ist, wie die Interviewte das metaphorische Konzept von Nähe und Distanz für ihre Arbeit konkretisiert, wie sie sich selbst in Bezug auf ihre Klienten und Klientinnen verortet und inwiefern sich diese Eigensicht mit impliziten Positionierungen in ihren Erzählungen deckt. Hierfür beschreibe ich erst das explizit vermittelte Selbstbild der Interviewten als besonders nahe Sozialarbeiterin und analysiere im Anschluss die impliziten Positionierungen, die die Sprecherin in Bezug auf ihr Verhältnis zur Klientel vornimmt.

**Die Selbstpräsentation als nahe und Nähe suchende Sozialarbeiterin** | Für Frau Afarid ist die Nähe zu den Klientinnen und Klienten merkmalsgebend für ihre Arbeit. Gleich zu Beginn des Interviews betont sie auf die Frage nach dem Arbeitsalltag die enge Beziehung, die sie zu den Klientinnen und Klienten hat. Dabei wird diese Nähe von ihr jedoch in sehr unterschiedliche Zusammenhänge gestellt.

Anfangs betont sie stark die Zwangsläufigkeit, mit der sich die Nähe zur Klientel durch die strukturellen Rahmenbedingungen ihrer Arbeit ergibt: Durch die lange Verweildauer der Flüchtlinge im Wohnheim, die durchaus mehrere Jahre dauern kann, geht es in ihrer Arbeit weniger um kurzfristige Einzelkontakte als vielmehr um ein langfristiges Begleiten und „da sein“. Die Nähe entsteht fast regelhaft über ein nach und nach sich entfaltendes, umfassendes Wissen über die Flüchtlinge und deren Lebenssituation: „Man ist sehr nah mit denen. Man weiß, was ist passiert in Familie. Die haben meistens nach gewisse Zeit keine Geheimnisse“ (00:04:01-9).<sup>1</sup>

Dabei betont Frau Afarid die Eigendynamik, die Nähe im Verhältnis zwischen den Klientinnen und Klienten und den Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern entstehen lässt: „Viele Informationen haben wir, versuchen wir nicht diese Informationen rauszuholen von denen, sondern bekommen wir so automatisch; wir wollen miteinander“ (00:11:31-2). Erst im späteren Verlauf des Interviews erzählt sie, wie sie mit starker Präsenz und wiederholten Gesprächsangeboten aktiv versucht, das „Vertrauen [ihrer Klientinnen und Klienten] zu gewinnen“ (00:49:23-0/00:49:43-8), das sie als Basis für das „Miteinander-Wollen“ sieht.

Jenseits dieser Nähe, die durch das offene Reden der Klientinnen und Klienten entsteht, wird in der Einrichtung offensichtlich auch emotionale Nähe toleriert oder sogar gepflegt: „Wissen Sie, dass wir sind sehr nah mit denen. Wir leiden miteinander, manchmal wenn die leiden, wenn die Probleme haben, wir leiden darunter. Und wenn die Freude haben, etwa schöne Ereignisse, zum Beispiel Aufenthalt, Wohnung und freuen wir uns auch“ (00:04:22-5). Hier stellt

<sup>1</sup> Frau Afarid hat selbst eine Fluchtbiographie. Ihre Muttersprache ist nicht Deutsch, weshalb die zitierten Interviewpassagen an einigen Stellen leicht korrigiert wurden. Wiederkehrende grammatikalische Sonderkonstruktionen wurden aber beibehalten, um den Originalton besser nachzuzeichnen.

sie die Einrichtung wie eine Familie dar, in der sie sich die Rolle des (weiblichen) Oberhaupts zuweist: „Aber, ähm, wenn plötzlich eine psychisch krank wird, wir sind alle irgendwie besorgt wie Familie, wie große Mutter, Großmutter oder Mama oder. Wir sind alles für denen“ (00:14:38-1). Die Sozialarbeiterin bringt den Flüchtlingen Interesse, Höflichkeit und Mitleid entgegen, die Klientinnen und Klienten zeigen der Sozialarbeiterin gegenüber Respekt und Dankbarkeit. Hier spezifiziert Frau *Afarid* das vorher schon angesprochene Arbeitsbündnis (*Oevermann* 1996, *Heiner* 2004, S. 18 f.), das „Miteinander-Wollen“, das einerseits als freiwillig interpretiert wird, andererseits aber offensichtlich unterschiedlich von den Bündnispartnerinnen und -partnern ausgefüllt wird: Während die Höflichkeit eine distanzierende Funktion einnimmt, baut Dankbarkeit verstärkt Nähe auf und ist ein Zeichen von Verbundenheit.

Überraschenderweise ist die nahe Beziehung zu den Klientinnen und Klienten für Frau *Afarid* nicht mit Sozialer Arbeit gleichzusetzen: „Diese, diese Mischung von Sozialer Arbeit und nah zu sein ist für mich sehr interessant“ (00:04:31-7). Hier zeichnen sich zwei Arbeitsaufträge ab: Zum einen das Zuhören, Interesse und Mitgefühl zeigen, womit sie den Beziehungsaufbau zur Klientel beschreibt, der möglicherweise ihrer beruflichen Sozialisation als Psychologin zugeschrieben werden kann. Zum anderen gibt es offensichtlich einen zweiten Auftrag, den der Sozialen Arbeit, den sie als ein konkretes Weiterhelfen bei spezifischen Bedarfen ausführt: „[...] von der Zimmereinrichtung bis zur Schule zu suchen, Deutschkurs zu finden, Sozialamtstermine zu machen, die Jobcenter erledigen, die Sachen ausfüllen, alles Mögliche“ (00:13:01-8).

Frau *Afarid* beschreibt ihre Position als „ziemlich nah mit den Frauen“ (00:04:38-3). Damit deutet sich – über die Differenzierung der Klientel – auch eine Differenzierung des zunächst als allgemeingültig dargestellten Nähe-Konzeptes an. Gleichzeitig nimmt sie an dieser Stelle des Interviews eine reflexive Perspektive auf das bisher pauschalisierend dargestellte Nähe-Konzept ein und deutet hier an, dass Nähe auch bedrohliche Formen annehmen kann: „Mein Gefühl ist, dass ich manchmal sehr schwer kann ich denn abschalten; weil zu nah sind wir zu nah. Für soziale Arbeit ist nicht gut, äh, für uns, wir müssen uns Schutz geben“ (00:08:18-1). Allerdings bleibt dieses Gefühl für Frau *Afarid* diffus. Sie kann die Art und die Ursache

der Bedrohlichkeit nicht benennen, entwirft keine konkreten Vorstellungen, wie die eigene Schutzbedürftigkeit berücksichtigt werden kann, und führt auch nicht aus, was „nicht gut“ in diesem Zusammenhang bedeutet. Möglicherweise weist dies darauf hin, dass sie selbst keine Handlungsstrategien hat, um Distanz weder in dem direkten Kontakt mit den Klientinnen und Klienten noch über den Zeit- und Ortswechsel nach dem Dienst zu wahren oder herzustellen. Unterstützend für diese These ist, dass sich im Interview keine situativen Schilderungen finden, in welchen Frau *Afarid* auf Distanz gegangen wäre, wohl aber ausführliche, lebhaft erzählte Erzählungen von gewollten Inszenierungen, um Nähe zu bestimmten Klientinnen und Klienten herzustellen.

Neben der bewussten Präsentation als nahe Sozialarbeiterin nimmt Frau *Afarid* auch Positionierungen vor, die durch ihren Sprachstil und die jeweilige Wortwahl implizit sichtbar werden. Durch die Analyse dessen, wie Frau *Afarid* sich und die erzählten Personen darstellt, welche Eigenschaften, Identitäten und sozialen Positionen sie den Interaktionspartnerinnen und -partnern ihrer Erzählungen zuweist, können Distanzierungen und Annäherungen, Involviertheit und Grenzziehungen sehr vielschichtig erfasst werden (*Kruse* 2010, *Lucius-Hoene*; *Deppermann* 2002, *Lucius-Hoene*; *Deppermann* 2004). Ausschnitthaft untersuche ich im Folgenden, wie Frau *Afarid* das Verhältnis zwischen Professionellen und Klientel sprachlich konstruiert und ob sich daraus ein ebenso klares Bild von Nähe und Distanz ergibt, wie sie es auf der semantischen Ebene präsentiert.

**Die Dichotomisierung über Gruppenzugehörigkeit** | Frau *Afarids* Präsentation des „Nahesein-mit-denen“ konstruiert schon während der Betonung der Nähe eine Distanz, die sich in der Bildung zweier Gruppen ausdrückt: „Wir“, „man“ oder später das „Ich“ stehen damit als Kollektiv der Angestellten im Wohnheim dem Kollektiv der Bewohnerinnen und Bewohner gegenüber. Zwar werden diese Kollektive als nah zueinander eingeordnet, gleichzeitig aber klar unterschieden als nicht zueinandergehörend. Die eigene Zugehörigkeit zum Kollektiv der Angestellten ist eindeutig und wird auch durch die eigene (vergangene) Betroffenheit als Flüchtling nicht aufgehoben. Das postulierte „Ich bin wie Euch“ (01:32:54-2) beziehungsweise „Ich bin eine davon“ (01:34:29-8) von Frau *Afarid* führt nicht zu einer Aufhebung oder

Angleichung der Kollektive im Hier und Jetzt. Es verweist auf eine Entwicklung der sprechenden Person, die durch bestimmte Leistungen (wie das Erlernen der deutschen Sprache) den Übergang von dem einen Kollektiv in das andere geschafft hat. Die gemeinsame Erfahrung des Lebens als Flüchtling in einem Wohnheim eines fremden Landes wird zwar zum nahe bringenden Merkmal, hebt jedoch die Dichotomisierung der Gruppen nicht auf.

Frau *Afarid* macht die Zwei-Gruppen-Auffassung auch örtlich sichtbar: Sie setzt das Wohnheim mit der Beschreibung „bei uns“ gleich, was zwar keine Aussage über die Entfernung der Gruppen zueinander zulässt, jedoch die Innenperspektive der Erzählenden deutlich macht. Das „bei uns“ steht als ein Raum über die Zeit hinweg, in dem die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter „da sind“, während die Klientinnen und Klienten dazu kommen und in dem darüber hinaus „unsere“ Regeln (sei es die Hausordnung, die Einrichtungskultur oder bestimmte Umgangsformen) gelten. In der „Bei uns“-Perspektive zeigt sich die Übernahme der Rolle des „Hausherrn“, der als Autorität die Befugnis hat, Regeln festzulegen und deren Einhaltung durchzusetzen.

**Die „Herr-im-Hause“-Rolle** | Frau *Afarid* spricht über die Einrichtungsregeln und deren Durchsetzung auf eine eher verhaltene Weise. Sie erzählt von „Genehmigungen“ wie zum Beispiel bei erwartetem Besuch oder von „Ermahnungen“, wenn etwas kaputt geht. Sie geht kurz auf ihre Befugnis ein, ein „mündliches Hausverbot zu geben“, doch führt sie nicht genauer aus, wie dieses Verbot dann in der konkreten Situation ausgesprochen und durchgesetzt wird. An dieser Stelle wird deutlich, dass ihre Tätigkeit auch Aufträge umfasst, die mit einer rein verstehenden, klientennahen Haltung nicht zu vereinbaren sind. Dementsprechend ist die Erzählung an dieser Stelle konfus, Frau *Afarid* bricht oft ab und macht viele Pausen. Im Arbeitsalltag löst sie dieses Dilemma dadurch, dass sie sich eine Legitimation von der hierarchisch übergeordneten Stelle holt: „Normalerweise rufen wir, ich rufe die Heimleitung oder Vertretung an und sage, ich möchte eine Hausverbot, mündliche Hausverbot geben“ (00:37:55-6). So konstruiert sie die nötige Distanz über die Rolle der den Regeln der Einrichtung verpflichteten Angestellten und lässt die Person der nahen, einen gemeinsamen Erfahrungsraum teilenden Flüchtlingsfrau in den Hintergrund treten.

**Hierarchische Rollenzuweisung** | Das hierarchische Verhältnis zwischen Sozialarbeiterin und Klientel wird in Frau *Afarids* Erzählung zudem über die Zuweisung unterschiedlicher Rollen deutlich. Frau *Afarid* schreibt ihrem Kollektiv die Rolle der Lernenden zu (01:35:04-0), während sie die Klientinnen und Klienten hauptsächlich als Lernende sieht. Die übergeordnete Position der Lehrenden zeichnet sich durch ein Mehr an Wissen und Erfahrung aus, durch die Möglichkeit, die Interaktion zu den Klientinnen und Klienten gestalten zu können und das Recht, Kontrolle auszuüben und Sanktionen auszusprechen: „Nein. Ich sage nein. Geht nicht“ (01:48:06-1).

Auch in den Erzählungen von Interaktionssituationen zwischen der Sozialarbeiterin und den Klientinnen und Klienten wird ein Gefälle sichtbar, das sich darin ausdrückt, dass Frau *Afarid* diejenige ist, die die Situation gestaltet. Wie bereits erwähnt, stellt sie Nähe her, indem sie den Flüchtlingen vermittelt, für sie „da zu sein“. Dieses „Immer-da-sein“ imaginiert eine Gleichheit zwischen den Flüchtlingen und den Fachkräften, die auf struktureller Ebene nicht haltbar ist: Während in der Realität die Flüchtlinge als Bewohnerinnen und Bewohner immer da sind, halten sich die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter als Angestellte nur stundenweise im Wohnheim auf. Das hat Auswirkungen auf die Interaktion zwischen diesen beiden Gruppen: „Wenn wir an der Arbeit kommen, zum Beispiel, da sind Leute, die auf uns warten“ (0:05:52-6). Einerseits müssen die Klientinnen und Klienten ihr Bedürfnis nach Kontakt und Gesprächen an die Arbeitszeiten der Sozialarbeiterin anpassen. Andererseits erscheint es an anderen Stellen der Erzählung als kaum möglich, den Kontaktangeboten der Sozialarbeiterin auszuweichen. Die Aussage „Jede Schritt und Tritt reden wir miteinander“ (00:29:07-2) vermittelt den Eindruck einer omnipräsenten und allwissenden Sozialarbeit.

**Konstruktion von nahen und fernen Kollektiven** | Zuletzt möchte ich noch ausführen, dass Frau *Afarid* ihr Verhältnis zur Klientel zwar pauschal als nah bezeichnet, in den Erzählungen jedoch deutlich wird, dass die Klientinnen und Klienten keine homogene Gruppe bilden und Annäherung und Abgrenzung durchaus auch von bestimmten Merkmalen der Klientel abhängig sind. Frau *Afarid* schildert sich als insbesondere den Frauen und Mädchen nahe. Damit geht implizit eine wenn auch nicht distanzierte, so doch

weniger nahe Position zu ihren männlichen Klienten einher. Deutlich wird dies in einer Erzählung über einen jungen Mann, der an sie herantrat und ein Problem mit dem Verhalten seines Vaters formulierte, das ihm das Zusammenleben mit diesem unmöglich machte. Die von Frau *Afarid* eingeschlagene Lösungsstrategie setzt nun bei den weiblichen Familienangehörigen an, die sie in dem eher informellen Rahmen des Frauencafés zu ihrer Perspektive befragt, bevor sie weitere Gespräche mit dem Sohn sucht. Der Vater wird bis zum Schluss nicht einbezogen.

Frau *Afarid* arbeitet nach ihrer Aussage vor allem mit den Flüchtlingen, die regional ihrem Herkunftsland nahe sind und deren Sprache sie daher gut beherrscht. Auch in den Fallbeispielen, die sie heranzieht, geht es ausschließlich um Klientinnen und Klienten, die diese regionale, sprachliche und kulturelle Nähe aufweisen. Damit geht automatisch einher, dass es auch Gruppen von Flüchtlingen gibt, die Frau *Afarid* aufgrund ihrer Herkunft weniger nahe sind. Auch die folgende Aussage steht hierzu nicht in Widerspruch: „[...] die Frauen, egal aus Serbien, arabische Frauen, türkische oder Afrikaner oder Iraner oder Afghanen. Egal. Ich bin eine davon“ (01:34:29-8). Obwohl sie mit dieser Aussage ihre Nähe betonen möchte, ist es doch auffällig, dass sie hier eine Reihe von Herkunftsländern aufzählt (die ihr bekannt sein müssen), während sie von den afrikanischen Frauen nur den Kontinent als Bezugspunkt nennt. Die fehlende Differenzierung verbunden mit der Tatsache, dass sie arabische Frauen von afrikanischen Frauen unterscheidet, obwohl viele arabische Länder auf dem afrikanischen Kontinent liegen, lässt den Schluss zu, dass sie hier eher Bezug auf eine „schwarze Kultur“ nimmt, der sie sich weniger verbunden fühlt oder die bei ihr möglicherweise sogar Verunsicherung hervorruft.

Auch bei der Zuteilung der Mehrbettzimmer fällt diese Ungleichbehandlung von Flüchtlingsgruppen ins Auge. Frau *Afarid* betont das Bemühen der Einrichtung, bei der Verteilung der Betten auf die Herkunftsländer der Flüchtlinge Rücksicht zu nehmen: „[...] dass die mindestens mit Muttersprache reden können, oder nah in eine Area zu sein“ (#00:18:01-8#). Sie nennt hier beispielhaft verschiedene Herkunftsländer, auch ethnische Gruppen, allerdings fällt sie bei Flüchtlingen aus Afrika wiederum in die Pauschalisierung: „Wenn wir Afrikaner haben, versuchen wir zusammen“ (#00:17:31-0#). Dass der afrikanische

Kontinent eine große sprachliche, ethnische und kulturelle Vielfalt aufweist, erwähnt sie nicht. Andere große Flüchtlingsgruppen wie vietnamesische oder russischsprachige Flüchtlinge werden von Frau *Afarid* überhaupt nicht als Adressatinnen und Adressaten ihrer Arbeit benannt und kommen auch in den von ihr geschilderten Fallbeispielen nicht vor. Auch die faktische Sprachlosigkeit gegenüber bestimmten Flüchtlingsgruppen wird von ihr nicht thematisiert und damit eine wichtige, Distanz schaffende Hürde in der Erzählung gänzlich ausgeblendet.

**Keine Nähe ohne Distanz** | Das Beispiel von Frau *Afarid* zeigt, dass Nähe und Distanz keine sich ausschließenden Größen sind, wie das in dem weiter oben zitierten Bild der Pole auf einem Kontinuum angenommen wird. Auch Nähe ist eine Bezeichnung für eine Entfernung zwischen zwei Positionen, wenn diese auch gering ist. Die Analyse des Interviews zeigt, dass eine bewusst eingenommene Position der Nähe Distanzierungen nicht ausschließt. Tatsächlich scheinen Abgrenzung und Annäherung situativ immer wieder neu hergestellt zu werden, die eigene Verortung gegenüber Klientinnen und Klienten findet in jeder Interaktion eine neue Aushandlung.

Die Bedeutung der Nähe-Distanz-Metapher liegt wohl eher in dem bewusst inszenierten Selbstbild, aus dem heraus die berufliche Identität entwickelt wird. Diese eröffnet Deutungsspielräume für Erfolg und Misserfolg des eigenen Handelns und ermöglicht Bewältigung in einem Arbeitsfeld, welches in der Regel eher von Abgrenzung als von Offenheit geprägt ist (Klatetzki 2012, S. 85 f., Zepf 1996).

Kritisch möchte ich aber zu bedenken geben, dass ein vereinfachtes Selbstbild als ausschließlich nah oder distanziert viele Aspekte ausklammert und eine reflektierte Auseinandersetzung mit der eigenen Position zumindest erschwert. Bei Frau *Afarid* führt die Idealisierung von Nähe zu einer Egalisierung des Verhältnisses zwischen Sozialarbeiterin und Klientinnen und Klienten, die so nicht gegeben ist. Die Asymmetrie der Beziehung wird von ihr pauschal erst einmal ausgeklammert und nur für eine bestimmte Rolle – nämlich die Rolle der Lehrerin – bewusst zugelassen. Durch die Nähe-Distanz-Metapher, die sie auf einen horizontalen Raum bezieht, wird also per se eine hierarchische Sichtweise ausgeblendet, was sie in den Verdacht einer „ideologischen Verzerrung“ (Lakoff;

Johnson 2011, S. 18 ff., Klatetzki 2012, S. 83) bringt. Auch unterstellt die Pauschalisierung von „Nähe zur Klientel“ eine nahe Positionierung unterschiedslos zu allen Klientinnen und Klienten. Im vorliegenden Beispiel ist diese „Gleichbehandlung“ der Klientel praktisch jedoch nicht gegeben, wie ich über die Differenzierung einzelner Klientelgruppen zeigen konnte. Um dem eigenen Anspruch gerecht zu werden, einzelne Klientinnen und Klienten nicht zu bevorzugen oder zu benachteiligen, wäre eine reflektierte Auseinandersetzung mit dem eigenen, situativen Positionierungsverhalten sicherlich hilfreicher.

Die Einebnung zwischenmenschlicher Beziehungen durch die Nähe-Distanz Metapher blendet aber nicht nur eine (hierarchische) Oben-unten-Orientierung aus, sie lässt auch keine Verortung im Raum zu. Andere Orientierungsrahmen wie eine Innen-Außen-Perspektive oder eine Zentral-peripher-Zuordnung, die zum Beispiel Auskunft über Zugehörigkeit oder Einfluss geben könnten, werden mit dieser Metapher nicht berücksichtigt.

Übertragen auf die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Professionalität Sozialer Arbeit stimme ich Landkammer zu, der die Reduktion von Komplexität, die sich zwangsläufig mit der Nähe-Distanz-Metapher ergibt, folgendermaßen problematisiert: „Wer Phänomene oder Zusammenhänge unter Zuhilfenahme der Vorstellungen von ‚Nähe‘ und ‚Distanz‘ beschreibt, setzt ebenfalls meist eher unreflektiert auf die metaphorische Potenz dieser Ausdrücke: Sie übertragen angeblich klare Verhältnisse auf angeblich unklarere. Das Versprechen der Klarheit liegt in der Dimension des Räumlichen, die als Element der Anschaulichkeit par excellence gilt“ (Landkammer 2012, S. 13; Hervorhebung im Original).

*Doris Gräber ist Diplom-Rehabilitationspädagogin und promoviert am Institut für Rehabilitationswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin. E-Mail: doris.graeber@hu-Berlin.de*

## Literatur

- Arnold**, Thomas: Nähe und Distanz. Formelle und informelle Handlungsanteile als besonderes Problem in sozialen Diensten. In: Blätter der Wohlfahrtspflege – Deutsche Zeitschrift für Sozialarbeit 5/1992, S. 127-128
- Dörr**, Margret; Müller, Burkhard (Hrsg.): Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität. Weinheim und Basel 2012

**Gaitanides**, Stefan: Facetten des Distanz-Nähe-Problems in der interkulturellen Sozialarbeit. In: Zeitschrift für Migration und Soziale Arbeit 1/2005, S. 23-31

**Gaus**, Detlef; Uhle, Reinhard: ‚Liebe‘ oder ‚Nähe‘ als Erziehungsmittel. Mehr als ein semantisches Problem! In: Meyer, Christine; Tetzner, Michael; Rensch, Katharina (Hrsg.): Liebe und Freundschaft in der Sozialpädagogik. Personale Dimension professionellen Handelns. Wiesbaden 2009, S. 23-43

**Heiner**, Maja: Professionalität in der Sozialen Arbeit. Theoretische Konzepte, Modelle und empirische Perspektiven. Stuttgart 2004

**Klatetzki**, Thomas: Wie die Differenz von Nähe und Distanz Sinn in den Einrichtungen der Sozialen Arbeit stiftet. Eine organisationstheoretische Deutung. In: Dörr, Margret; Müller, Burkhard (Hrsg.): a.a.O. 2012, S. 76-87

**Kruse**, Jan: Einführung in die Qualitative Interviewforschung. Reader. Freiburg im Breisgau 2010

**Lakoff**, George; Johnson, Mark: Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. Heidelberg 2011

**Landkammer**, Joachim: „Doch die Nähe bleibt dem Menschen am fernsten.“ Kreisende Annäherungen an die Semantik von Nähe und Distanz. In: Jansen, Stephan; Stehr, Nico; Schröter, Eckhardt (Hrsg.): Positive Distanz? Multidisziplinäre Annäherungen an den wahren Abstand und das Abstandswahren in Theorie und Praxis. Wiesbaden 2012, S. 13-52

**Lucius-Hoene**, Gabriele; Deppermann, Arnulf: Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen 2002

**Lucius-Hoene**, Gabriele; Deppermann, Arnulf: Narrative Identität und Positionierung. In: Gesprächsforschung – Online Zeitschrift zur verbalen Interaktion 5/2004, S. 166-183

**Lüsebrink**, Ilka: Fallarbeit zwischen Nähe und Distanz. Über die Schwierigkeit, sich aus den eigenen Verstrickungen zu lösen. In: Bildung und Erziehung 1/2003, S. 93-110

**Oevermann**, Ulrich: Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, Arno; Helsper, Werner (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt am Main 1996, S. 70-182

**Thiersch**, Hans: Nähe und Distanz in der Sozialen Arbeit. In: Dörr, Margret; Müller, Burkhard (Hrsg.): Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität. Weinheim und Basel 2006, S. 29-46

**Thole**, Werner; Cloos, Peter: Alltag, Organisationskultur und beruflicher Habitus. Zur Kontextualisierung von Nähe und Distanz im sozialpädagogischen Alltag. In: Heimgartner, Arno; Lauerermann, Karin (Hrsg.): Kultur in der Sozialen Arbeit. Klagenfurt u.a. 2006, S. 123-142

**Zepf**, Bernhard: Wo Visionen fehlen, verkommen die Menschen. Sozialpädagogisches Alltagshandeln in der Flüchtlingsarbeit – eine Gratwanderung zwischen persönlicher Nähe und professioneller Distanz. In: Migration und Soziale Arbeit 2/1996, S. 28-35